

Christa Müller

Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation

Seit 2007 leben weltweit erstmals mehr Menschen in Städten als auf dem Land. Vom Land leben sie trotzdem noch. Erscheint es da nicht folgerichtig, dass die Landwirtschaft nun auch in die Städte zurückkehrt? Was in den Metropolen des globalen Südens (und auch Nordamerikas) eine auf der Hand liegende Strategie gegen Armut und soziale Verwahrlosung ist (Bakker et al. 2000) – das Gärtnern in der Stadt – boomt seit Beginn des 21. Jahrhunderts auch in den europäischen Städten, wenn auch aus anderen Gründen. Eine wachsende Vielfalt von neuen urbanen Gartenaktivitäten – ebenso wie ihre emphatische mediale Rezeption – verweisen darauf, dass das Gärtnern ungeahnte Perspektiven auf den Lebensraum Stadt eröffnet.

Bis vor kurzem noch galt der Gemüsegarten – zumal in den Großstädten – lediglich als anachronistisches Relikt längst vergangener Zeiten. Und plötzlich verkaufen sich Nutzpflanzen besser als Ziersträucher, entdecken immer mehr Städterinnen und Städter »die neue Lust am Gärtnern«, wie der Titel eines Beitrags im ZDF-Magazin *aspekte* lautete. Was genau geschieht da? Zu beobachten sind derzeit mehrere Entwicklungen, die sich immer stärker verdichten und mit der Hinwendung zum Gärtnern verbinden.

Stadt neu denken

Da ist zum einen die Entstehung eines neuen Selbstverständnisses von Stadt und Urbanität (vgl. Wolfrum/Nerdinger 2008). In diesem Zusammenhang wird das Verhältnis von Kultur und Natur in vielversprechender Weise neu verhandelt und vergesellschaftet. Genau an diesem Punkt beginnen sich für den Garten auch soziale Milieus zu interessieren, für die Pflanzen bislang eher »Aliens« waren, wie Karin Werner in diesem Buch schreibt; nämlich die Urban Hipster, für die die neue Mischform von Stadt und Natur Quelle und

Inspiration neuer Ausdrucksformen von Urbanität ist. Auch die künstlerischen Milieus haben den Garten entdeckt, geht es ihnen doch darum, Grenzen beständig zu verschieben und Räume zu erweitern. Der Garten bietet da einige Möglichkeiten, verwiesen sei nur auf die Aktion der Berliner Künstlergruppe »Pony Pedro«, die 2007 auf einem Parkhausdach am Berliner U-Bahnhof Kottbusser Tor das Kunstwerk »Nutzgärten vor urbaner Betonkulisse – Selbstversorger aus der Nachbarschaft bepflanzen zwölf Parkplätze« realisierte: Kaum war die Muttererde mit Kränen angeliefert, griff die deutsch-türkische Bevölkerung gemeinsam mit Künstlern und weiteren Kiezbewohnern zu Hacke, Spaten und Teegläsern und verbrachte einen produktiven Sommer auf dem Dach.

Auch diese Akteure tragen dazu bei, dass derzeit zentrale Dichotomien der europäischen Moderne, nämlich die zwischen Stadt und Land, zwischen Gesellschaft und Natur, ins Wanken geraten und erodieren. Die Kultivierung der städtischen Natur – das ist etwas, was ebenfalls ins Auge springt – ist mit neuen Formen von Sozialität und Kollektivität verbunden: Urbanes Gärtnern ist in aller Regel soziales Gärtnern, es ist partizipativ und gemeinschaftsorientiert; der Garten wird als Lern- und Begegnungsort inszeniert und die Nachbarschaft in die Gestaltung des Outdoor-Sozialraums einbezogen.¹ Häufig werden so aus vernachlässigten »Nicht-Orten« wieder Gegenden, in denen die Menschen sich begegnen und von der gemeinsam bewirtschafteten Plattform des Gartens aus weitere Berührungspunkte entdecken. Robert Harrison schreibt über die amerikanischen Community Gardens: »Ganze Viertel sind durch das Vorhandensein dieser florierenden Gärten verwandelt worden, von denen viele, gleichsam durch die Kraft ihrer Verzauberung, Gemeinschaften dort geschaffen haben, wo es zuvor keine gab.« (Harrison 2010, S. 70)

Der größte Unterschied zwischen der traditionsreichen Institution der Kleingärten und den neuen urbanen Gärten ist nicht das spärliche Regelwerk oder der stärkere Fokus auf die lokale Nahrungsmittelproduktion der »Youngster«, noch sind es die fehlenden Zäune. Vielmehr setzt sich der neue Garten bewusst ins Verhältnis zur Stadt, tritt in einen Dialog mit ihr und will wahrgenommen werden als ein genuiner Bestandteil von Urbanität, nicht als Alternative zu ihr – und erst zuletzt als Ort, an dem man sich von der Stadt erholen will. Zuweilen scheint es sogar um die Herausforderung zu gehen, dass die Stadt selbst sich der grünen, geerdeten Lebensweise im Garten anver-

¹ vgl. Gstach et al. 2009, Jahnke 2010, Madlener 2009, Meyer-Renschhausen 2004, Müller 2002, Rosol 2006, Taborsky 2008.

wandeln und sich in Entschleunigung, Kontemplation und dem Genuss der lokalen Vielfalt üben möge.

Repräsentiert der Garten womöglich das Modell einer besseren Gesellschaft? Werden die in ihm gelebten bzw. von ihm favorisierten Tugenden wie Kooperation, Gelassenheit, handwerkliches Können, Lebendigkeit, Empathie und Großzügigkeit, aber auch die Kunst des »einfachen Lebens«, das Arrangement mit dem, was vorhanden ist, richtungweisend für die vor uns stehenden Transformationsprozesse?

Ressourcenkrise und postfossile Wohlstandsmodelle

Es könnte einiges darauf hindeuten, denn das wachsende Interesse am urbanen Gärtnern und damit an der innerstädtischen Produktion lokaler, biologischer Lebensmittel rückt heute im Fahrwasser eines weiteren Megathemas ins Blickfeld: der globalen Nahrungsmittel- und Ressourcenkrise. Es ist davon auszugehen, dass die Epoche der billigen Nahrungsmittel in absehbarer Zeit für immer beendet sein wird. Die veränderten Konsummuster in bevölkerungsreichen Ländern wie China und Indien, in denen immer mehr Getreide und Fleisch verzehrt werden, beschleunigen die Knappheit. Die radikale Verstädterung in China führt zudem dazu, dass bis zu 20 Prozent des besten Agrarlandes dem Bau von Hunderten neuer Städte geopfert werden (vgl. Hirn 2009, S. 112ff).

Hinzu kommen die klimabedingte Desertifizierung von immer mehr Agrarflächen sowie die ölpreisbedingte Steigerung der Transportkosten. Man muss sich vor Augen führen, dass die industrialisierte Intensivlandwirtschaft ohne die Erdölprodukte Kunstdünger und Pestizide völlig undenkbar wäre. Die Rückbesinnung auf lokale und regionale Potenziale scheint angezeigt; auch die Publikationen zum Thema Peak Oil empfehlen neuerdings saisonale Produkte, den Urlaub zu Hause und den Eigenanbau (vgl. z. B. Rubin 2010, Hirn 2009). Auf der Hinterbühne, jedenfalls aus der Perspektive unseres saturierten westlichen Blicks, verschieben sich derweil schon seit langem die globalen Marker und Konstellationen. Man könnte mit Leggewie und Welzer sagen, dass Selbstbild und Habitus der westlichen Gesellschaften nach Jahrhunderten der hegemonialen Macht »... noch an Verhältnisse gebunden [sind], die es so gar nicht mehr gibt« (Leggewie/Welzer 2009, S. 11, vgl. auch Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983).

Die urbanen Garteninitiativen greifen die Illusion der westlichen Gesellschaften – das Wachstumsparadigma, der Glaube daran, durch immerwährenden technischen Fortschritt und ökonomisches Wachstum den Wohlstand mehren zu können – an verschiedensten Punkten auf und kontrastieren diese

Mythen der Moderne mit eigenwilligen sozialen Praxen und postmateriellen Wohlstandsmodellen.²

Der Garten ist nämlich weit mehr als ein Ort des Säens und Erntens. Gemüseanbau ist auch Ausgangspunkt politischen Handelns für die, die den ungehinderten und ungenierten Zugriff auf die Ressourcen der Welt in Frage stellen. Sie gärtner, um praktisch zu zeigen, wie es besser laufen könnte mit der Lebensmittelproduktion. Ihr Motto: Sie fangen schon mal an. Sie reproduzieren Saatgut selbst, tauschen es untereinander, statt Hybridsorten im Baumarkt zu kaufen, sie kultivieren alte Sorten, ziehen lokales Gemüse, bereiten es im Idealfall gleich vor Ort zu und verspeisen es – klimaneutral und in bester Qualität – gemeinsam mit anderen Gartennutzern.

Als »Locavores« werden die »Nahesser« bezeichnet, die die ökologische Maxime »saisonal und regional« ernst nehmen und die Herkunft ihres Essens auf einen Radius von hundert Meilen beschränken (vgl. Elton 2010). Auch für diese Subkultur liegt der städtische Gemüsegarten auf der Hand, denn er bietet eine Nahrungsmittelqualität, die in Sachen Frische, Geschmack und Sortenvielfalt nicht zu überbieten ist. Auch deshalb sind Slow Food-Gruppen, aber auch Transition Town-Initiativen »natürliche Kooperationspartner« der Initiativen, die städtisches Brachland in »produktive Stadtlandschaften« verwandeln wollen (siehe den Beitrag von Bohn/Viljoen in diesem Band).

Zum Gusto und zur positiven Klimabilanz werden sich womöglich schon bald auch monetäre Aspekte hinzugesellen – diverse Zukunftsszenarien lassen Local Food-Strategien mehr als einleuchtend erscheinen. So gab Gene Giacomelli, Direktor des Controlled Environment Agriculture Center an der University of Arizona, schon vor Jahren zu Protokoll: »Unser ganzes billiges Essen basiert zurzeit auf niedrigen Transportkosten, billigem Wasser und billiger Energie für die Erzeugung von Düngern.« (Spiegel online, 5.5.2008).

Postmoderne Ethiken

Billiges Essen beruht auf der Externalisierung von Kosten der Produktion, also auf Kostenauslagerung auf niedrigst bezahlte Rohstoffproduzenten in der sogenannten Dritten Welt, auf dauerhaft verseuchte Böden und auf die Tiere, die erbarmungslosen Haltungsformen ausgesetzt sind. Kurz: Externalisierung geht einher mit Leid. Dieses zu dulden sind zunehmend weniger Kon-

² Schon der amerikanische Anthropologe Marshall Sahlins kam in seinen Studien zur »Ökonomie der Fülle« der Jäger und Sammler zu dem Ergebnis, dass ein niedriger Lebensstandard materiellen Wohlstand keineswegs ausschließt. Seiner Meinung nach hat erst der industrielle Kapitalismus die Knappheit institutionalisiert (Sahlins 1974).

sumenten bereit. Zu beobachten ist, gerade bei den jüngeren Generationen, eine verstärkte Hinwendung zu ethischen Diskursen, die genau hier ansetzen. Vermutlich gerade weil sie viel in virtuell vernetzten Welten unterwegs sind, erfahren die Digital Natives im Gegensatz zu ihren Vorgängergenerationen die Welt anders. Netzwerke, die »prägende Charakteristik räumlicher Organisation im 21. Jahrhundert«, haben die Art verändert, in der Räume produziert und erfahren werden (Mörtenböck/Mooshammer 2010, S. 18, vgl. auch Palfrey/Gasser 2008). Netzwerke stellen Beziehungen in den Vordergrund und »verflüssigen« vormals feststehende Grenzen; insofern sind die Menschen in den Ländern des Südens für die »Generation Internet« nicht länger »die Anderen«, sondern Netzbewohner wie sie, die man nicht einfach ihrer Nahrungsmittelgrundlagen berauben kann. Auf eine politische Ebene gebracht bedeutet dies: »Es gibt kein Außen mehr« (Hardt/Negri 2002, S. 198ff).

Die (sicherlich nicht immer konsequente und bisweilen widersprüchliche) Sensibilität für den fairen Umgang mit Menschen anderer Länder und mit den Gemeingütern, zeigt sich unter anderem im Bioboom, in der Selbstverständlichkeit, mit der hippe T-Shirts in fair gehandelter Bioqualität (oder gleich in »Zero Waste-Qualität« recycelt) angeboten werden, in den vielen Cafés, retrogestylten Chocolateries und Feinkostgeschäften mit Heile-Welt-Ambiente in angesagten Vierteln wie im Münchener Glockenbach oder im Berliner Prenzlauer Berg. Hier kommen Waren ohne ethische Labels oft gar nicht mehr in die Regale. Unübersehbar ist, dass zumindest die mittelschichtgeprägten jüngeren Generationen nicht von neokolonialen Verhältnissen profitieren wollen.³ Dieses Statement ist Teil ihres Lifestyles. Die postmodernen Ethiken sind dabei gekoppelt an Hedonismus und Selbstverortung in der komplexen Welt – somit sind sie individualistisch und performativ. Man bringt die übernommene Verantwortung für Produktions- und Konsumtionsprozesse in einer verspielten Ästhetik zum Ausdruck – und setzt sich damit von anderen ab. Die Kultursoziologin Eva Illouz zeigt in »Gefühle in Zeiten des Kapitalismus« auf, wie passgenau die öffentlichen Selbstinszenierungen des privaten Selbst heute auf die ökonomische Sphäre zugeschnitten sind. Sie spricht vom »emotionalen Kapitalismus« als einer Kultur, in der sich emotionale und ökonomische Diskurse und Praktiken gegenseitig formen (Illouz 2006, S. 13). Auch das Gärtnern in der Stadt findet nicht in jedem Fall »außer-

³ Dass und warum dies schwerlich über strategischen Konsum gelingt, analysiert Hartmann 2009 in »Ende der Märchenstunde«.